

Wiebke Porombka

Laudatio auf Lena Gorelik: „Die Listensammlerin“

Es gibt ein Gedicht von Heiner Müller, das ich vor vielen Jahren zum ersten Mal gelesen habe. Und das mir immer im Kopf geblieben ist. Weil es, im Gegensatz zu manch anderem Gedicht von Müller, von überraschender Eingängigkeit ist, könnte man meinen. Aber das ist allenfalls die halbe Wahrheit. Vielmehr ist mir das Gedicht deshalb im Kopf geblieben, weil es an etwas ganz Grundsätzlichem rührt. „Das Glück der Angst“ heißt dieses Gedicht.

Manchmal zwischen Nacht und Morgen

Seh ich Hunde dich umkreisen

Hunde mit gebleckten Zähnen

Und du greifst nach ihren Pfoten

Und du lachst in ihre Zähne

Und ich wache auf mit Angstschweiß

Und ich weiß daß ich dich liebe

Gewidmet ist dieses Gedicht – und diese Widmung gehört beinahe zum Titel – Müllers kleiner Tochter Anna.

Die Grundsätzlichkeit, an die Müller rührt, ist also jene eigenartige Ambivalenz, die all jene kennen, die eine Familie haben. Diese eigenartige und manchmal furchtbare Qual, die uns ein naher Mensch bereitet, weil die permanente Möglichkeit seines Verlusts uns verletzbar macht.

Weil uns dieser Mensch – unbewusst und manchmal vielleicht auch bewusst – Pein zufügt, uns in Unsicherheiten stürzt. Aber gerade in diesem Schmerz, den wir empfinden, besteht auch das Glück: Das Glück, überhaupt so tief für jemanden empfinden zu können und uns vielleicht auch selbst auf diese Weise noch einmal ganz anders kennen lernen zu können.

Wenn Sie den Roman kennen, der heute Abend mit dem „Buchpreis der Stiftung Ravensburger Verlag für den besten Familienroman“ ausgezeichnet wird, dann werden Sie wissen, dass ich natürlich längst über „Die Listensammlerin“ von Lena Gorelik spreche. Nur deshalb kam mir das Gedicht „Das Glück der Angst“ in den Sinn, weil Lena

Gorelik mit ihrem Roman uns genau diese Ambivalenz, diesen vermeintlichen Widerspruch, der aber doch so existentiell und notwendig und deshalb auch unauflösbar ist, vor Augen führt.

„Man gewöhnt sich an alles, auch an die Angst“. So lautet der erste Satz des Romans. Die Großmutter der Erzählerin Sofia sagt ihn, sie lässt ihn fallen, als – wie es heißt – faktischen Nebensatz.

Und gerade deshalb ist klar: So einfach ist das mit der Gewöhnung nicht, vielleicht ist es noch nicht einmal wahr. Der Satz der Großmutter kann auch als eine Art Beschwörungsformel gelesen werden. Eine Formel, die das schwer Erträgliche ins Erträgliche verwandeln soll.

Und natürlich ist dieser Satz auch typisch für eine bestimmte Generation: eine Generation, in der geschwiegen wird, anstatt zu sprechen. In der funktioniert wird, anstatt abzuweichen. Zumal dann, wenn man wie die Großmutter von Sofia, in der Sowjetunion lebt, in einem System, das keine Abweichung duldet. Wenn man drei Kinder hat, die kurz nach dem Krieg geboren worden sind. Und akut wird dieser Satz, wenn eines dieser Kinder so ist, wie Grischa, für Sofia: Onkel Grischa.

Grischa schweigt nicht und er funktioniert nicht. Schon als Kind ist anders, er ist widerständig. Keineswegs böseartig, sondern auf herrliche Weise eigensinnig: Er lässt nicht nur den eigenen Hund versuchsweise, mit einer eigens konstruierten Apparatur in den Weltraum starten, diese Parodie auf die Laikas Reise in die Erdumlaufbahn geht natürlich gründlich schief. Grischa witzelt auch auf der Trauerfeier zu Stalins Tod, er stellt das System in Frage. Und, noch schlimmer, er ist homosexuell.

Grischa ist ein Kind und ein junger Erwachsener, um den eine Mutter Angst haben muss. Und vor dem manche Familienmitglieder sogar Angst haben: weil er ein Störfall ist in den üblichen Abläufen. Lieber also schweigt man über ihn und sein Schicksal – und auch ich werde es ihnen an dieser Stelle vorenthalten. Denn ich hoffe natürlich, dass Sie den Roman von Lena Gorelik, so sie es noch nicht getan haben, nach diesem Abend selber lesen werden. Soviel vielleicht nur: Ein unkorrupter, eigenwilliger, auf seine Menschlichkeit und die Menschlichkeit anderer vertrauender Mann wie Grischa wird in einem System, das auf Gleichschaltung des Denkens beruht, schwerlich leben können.

Von alledem, von dieser Angst, von Grischa, weiß Sofia, die Erzählerin, lange Jahre nichts. Sie lebt in München, nachdem ihre Familie oder das, was von dieser übrig war, nach Deutschland gekommen ist.

Sofia ist mittlerweile selbst junge Mutter. Und sie hat ihre eigenen Ängste: Ihre Tochter – sie heißt übrigens auch Anna – ist mit einem Herzfehler zur Welt gekommen. Oder auch, wie es in dem Roman heißt, mit einem halben Herzen. Die anstehende Operation kann das Leben des Mädchens erleichtern, verlängern – möglich ist aber auch, dass das Kind bei dem Eingriff stirbt.

Auch diese Angst, diese furchtbare Möglichkeit, ist zwischen Sofia und dem Vater von Anna mit einer Art Sprechverbot belegt. Als könne das Unerträgliche, das Unvorstellbare auf diese Weise gebannt werden.

Sofia beherrscht noch eine andere Art des Bannens, der Bewältigung des Lebens mit all seinen Unübersichtlichkeiten und Irrationalitäten. Sie schreibt Listen, von Kindheit an. Es gibt Listen mit all jenen Details, die sie über ihren Vater weiß, der früh gestorben ist. Viele Details sind es nicht. Es gibt Listen mit all den klischierten Sätzen, die Sofia nie hat sagen wollen, wenn sie erst selbst Mutter ist. Banales hat auf diesen Listen genauso Platz wie Existentielles. Diese Listen sind ein Versuch der Ordnung – und vielleicht unternehmen diesen Versuch besonders diejenigen, die eigentlich wissen, dass diese Ordnung nicht existiert. Und die sie vielleicht auch gar nicht ertragen könnten.

Und hier verbinden sich die beiden Sphären dieser Familie, die Münchener und diejenige, die in der Sowjetunion spielt, das Heute und das Gestern. Sofia und Grischa.

Sofia macht eine Entdeckung, als sie die Wohnung ihrer mittlerweile dementen Großmutter ausräumt. Fast schon ein klassisches ikonographisches Schlupfloch in die frühere Zeitebene des Romans und der Familiengeschichte: eine kleine Kiste im Kleiderschrank der Großmutter. Sie enthält nicht etwa Briefe, sie enthält: Listen. Geschrieben hat sie Grischa, von dessen Existenz Sofia bis dahin nichts wusste.

Die Familie, von der Lena Gorelik erzählt, durchzieht ein Bruch. Dass ein Teil dieser Familiengeschichte in der Sowjetunion spielt, der andere in München, macht das Davor und das Danach, das diesen familiären Kosmos ausmacht, nur umso deutlicher. Lena

Gorelik selbst ist 1981 in St. Petersburg, das damals noch Leningrad hieß, geboren. 1992 ist sie mit ihrer Familie nach Deutschland gekommen. Natürlich muss man die Geschichte, die sie in ihrem Roman erzählt, keineswegs für ihre eigene halten. Aber Lena Gorelik zeigt mit ihrem Roman, dass sie sich auskennt mit Brüchen, die umso prägender werden, wenn Länder-, womöglich sogar ideologische Grenzen sie begleiten.

Dass Wissen, dass etwas abgeschnitten ist von der eigenen Biographie, auch von Menschen, die zu dieser Biographie gehört haben, bestimmt das Personal von Goreliks Roman.

Wobei: Während ihre Großmutter, Mutter und der Stiefvater sehr wohl um das wahre Ausmaß der Verluste wissen, aber schweigen, kann Sofia nur ahnen, welche Leerstellen durch das Schweigen der Älteren übertüncht werden sollen. Womöglich sind die Listen, an denen Sofia schreibt, nicht zuletzt der Versuch, durch beharrliches, immer wieder neu ansetzendes Auflisten am Ende doch zu einer Vollständigkeit zu gelangen, über das Schicksal ihres Vaters etwa.

Jedes noch so kleine Detail, jede scheinbar noch so nebensächliche Information, die Sofia ihrer Großmutter, der Mutter oder auch dem Stiefvater entlockt, trägt zum Bild des Vaters bei. Und womöglich, wie in einer Art magischen Vorgang, wird dieses Bild plötzlich nicht nur ausgemalt, sondern lebendig werden können. Vorerst muss Sofia mit dem Unvollständigen leben, so wie es – auf andere Weise – auch der Rest ihrer Familie tut.

Anna, Sofias Tochter, das Kind mit dem halben Herzen, wird gleichsam zu einem Symbol für diese halbe Familie, die zwar auch als diese halbe leben kann. Der aber etwas fehlt, durch die ein Bruch geht, in der es blinde Flecke gibt. Womöglich gemahnt Anna auch daran, dass auch einem selbst immer etwas fehlt, dass man sich zumindest unzulänglich fühlt. Dass man selbst als Mutter oder Enkeltochter nicht genügt.

Aber in „Die Listensammlerin“ werden beileibe nicht nur Brüche und Leerstellen, blinde Flecke oder Verluste ausgelotet. Vielmehr gelingt es Lena Gorelik mit frappanter Leichtigkeit und ohne jedes Raunen, Ähnlichkeiten und Korrespondenzen zu entdecken zwischen dem Gestern und dem Heute, Fäden zu spannen zwischen dem Dort und dem Hier. Auf diese Weise lässt Lena Gorelik diese zerbrochene Familie vielleicht nicht

wieder als etwas unversehrt Ganzes, aber doch als etwas unbedingt Zusammengehörendes erscheinen.

Diese Korrespondenzen haben etwas Tröstendes, zugleich freilich auch etwas Schmerzhaftes, macht doch jede Ähnlichkeit, die etwa Sofia mit Grischa verbindet, die Sehnsucht nach dem anderen dringlicher, den man zwar nicht kannte, der einem aber eben doch nahe war.

Und da sind wir wieder beim Glück der Angst, von dem ich anfangs sprach, bei der Ambivalenz, der emotionalen Widersprüchlichkeit, die aber nicht aufzulösen ist. Das Besondere an Lena Goreliks Roman „Die Listensammlerin“ ist, dass diese Ambivalenzen nicht aufgeweicht werden, nicht zur einer trügerischen Harmonie amalgamiert werden. Stattdessen gelingt es Lena Gorelik, uns diese Ambivalenz mit Leichtigkeit und – das sollte keinesfalls unerwähnt bleiben – mit Witz vor Augen zu führen, als eine familiäre Grundkonstante.

Schweigen ist ein Prinzip, das viele Familien bestimmt. Sofia beginnt am Ende des Romans, ihre kleine Tochter wird gerade in den Operationssaal geschoben, zu schreiben. Keine Listen, sondern die Geschichte ihrer Familie, mit all deren Ängsten, mit der eigenartigen Wiederkehr von Motiven und Leidenschaften und Eigenschaften. Die Trennungen und die Verluste, die diese Familie versehrt haben, kann Sofia nicht rückgängig machen. Aber sie kann sie mit Leben füllen, sie kann dieser Familie eine Geschichte geben.

„Die Listensammlerin“ endet in dem Moment, als Sofia das Erzählen entdeckt. Lena Gorelik aber hat es längst getan und mit ihrem Roman an etwas ganz Grundsätzlichem gerührt.